EWAN MORRISON

ÜBERLEBEN IST ALLES

THRILLER

SUHRKAMP

SV

Ewan Morrison

ÜBERLEBEN IST ALLES

Thriller

Aus dem Englischen
von Karl-Heinz Ebnet

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
How to Survive Everything
bei Contraband, an imprint of Saraband.

Erste Auflage 2025
suhrkamp taschenbuch 5465
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2025
Copyright © Ewan Morrison 2021
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagabbildungen: FinePic®, München
Umschlaggestaltung: zero-media.net
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47465-5

Suhrkamp Verlag AG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

ÜBERLEBEN IST ALLES

Für Theo und Frances

Der Mensch kann vierzig Tage ohne Essen,
etwa drei Tage ohne Wasser,
an die acht Minuten ohne Luft überleben,
aber nur eine Sekunde ohne Hoffnung.

Hal Lindsey

MEIN SURVIVAL-GUIDE

Ich bin noch am Leben; wenn du das liest, heißt das also, dass du auch noch am Leben bist.

Das ist schon mal was.

Ich heiße Haley Cooper Crowe, ich bin im Lockdown an einem abgelegenen Ort, von dem ich nichts erzählen kann, weil sonst du und alle, mit denen du zu tun hast, mich und die, die ich liebe, und die, die ich nicht ganz so liebe, in Gefahr bringen könnten.

Als dieser ganze Scheiß anfing, war ich fünfzehn Jahre, sieben Monate, zwei Wochen und einen Tag alt, aber im ersten Jahr im Lockdown haben wir jeden Kontakt zur Außenwelt verloren. Und dann war plötzlich ein Tag weg, dann eine ganze Woche, dann überhaupt das Zeitgefühl, daher weiß ich jetzt nicht mehr genau, wie alt ich bin.

Moment … Wenn du das liest, könnte es auch sein, dass ich tot bin; es gibt ja kein Internet mehr, sagt jedenfalls Dad, du kannst das hier also nur lesen, weil du in unser Safe House eingebrochen bist und mein Fach im Bunker gefunden und dieses Notizbuch entdeckt hast.

Ich hoffe, mein Anblick war nicht zu krass, wenn du mich tot aufgefunden hast.

Ich hab mir geschworen, wenn ich hier lebend rauskomme, werde ich aufzeichnen, wie wir hier reingeraten sind, und ich werde meinen eigenen unöden Survival-Guide schreiben mit praktischen Tipps für unöde Leute und andere Teenager, die von durchgeknallten Prepper-Eltern entführt werden. Dads Survival-Handbuch ist so was wie eine How-to-Anleitung für den ganzen Mist, den er uns zugemutet hat, ich werde also auch davon das eine oder andere verwenden. Ich dachte mir, so ein Guide wäre ganz nützlich für den Fall, dass wir doch

überleben und dann die nächste Pandemie überstehen müssen, und weil wir ja auch den zukünftigen Überlebenden was hinterlassen müssen, wie mein Dad sagt, damit sie die Zivilisation wiederaufbauen können.

Es ist schon faszinierend, dass meine popelige Lebensgeschichte so von Bedeutung ist, aber vielleicht sollte ich mich lieber darauf konzentrieren, lange genug am Leben zu bleiben, damit ich noch alles aufschreiben kann, statt so ein egoistischer Arsch zu sein.

Aber, um die Wahrheit zu sagen, in Phase fünf des Lockdowns wird es ziemlich gruselig, und wenn dann noch irgendwelche Witze gemacht werden, ist das nichts anderes als Galgenhumor. Ich schreibe jeden Tag, damit ich an was anderes denken kann und nicht bloß darauf warten muss, dass uns der Tod findet. Jedenfalls tun mir wirklich die Milliarden Leute leid, die wahrscheinlich verhungern oder sich zu Tode röcheln oder während der Unruhen bei lebendigem Leib verbrannt werden, und natürlich auch meine alten Mitschüler (außer Sharon Mackay), die man wegen einer Dose Erbsen brutal ermordet, aber jetzt sollte ich wirklich mal richtig mit meinem Survival-Guide anfangen.

Wie du nicht reagieren sollst, wenn du einem Röchler gegenüberstehst

»Röchler« ist unser Name für eine kontaminierte Person, und die sind ein sehr gefährliches Problem. Als Erstes, falls eine Mauer oder ein Zaun zwischen dir und dem Röchler ist, dann gerate nicht in Panik und vergiss nicht zu atmen. Luftanhalten kann dazu führen, dass du ohnmächtig wirst oder halluzinierst, was nicht unbedingt günstig ist, wenn du eine geladene Armbrust bei dir hast, die vielleicht sogar nach oben auf dein eigenes Gesicht gerichtet ist.

Bring die Waffe in eine sichere Position, nimm verflucht noch mal den Finger vom Abzug, zähl deine Atemzüge und

konzentrier dich. So habe ich versucht, meine Panik unter Kontrolle zu bringen, als ich hinter dem ausgebrannten Pickup, den wir für unsere Schießübungen benutzten, im Dreck kauerte. Ich war auf Grenzpatrouille, und der Röchler war direkt vor mir, genau wie wir bei unserem Lockdown-Training immer gewarnt wurden, er war direkt auf der anderen Seite des Zauns.

Ich zählte bis sechsunddreißig, dann dachte ich, Scheiße, was mach ich bloß – vor mich hin zittern und mich anpinkeln, oder noch mal einen Blick auf ihn werfen? Ich richtete mich also etwas auf und wollte das kontaminierte Arschloch ins Visier nehmen, aber das Zielfernrohr war von meinem eigenen blöden Atem beschlagen. Er war vielleicht zwanzig Meter entfernt, und er trug keine Maske, so viel zumindest stand fest. Mein Gott, dachte ich, jetzt ist es so weit: Jetzt plündern sie unsere Lebensmittelvorräte und schlachten die Männer ab und stecken Mutter und mich an und vielleicht sogar die verrückte Meg, dann vergewaltigen und töten sie uns. Das machen nämlich die infizierten Horden, die am Verhungern sind und an inneren Blutungen sterben. Jedenfalls sagt das Dad.

Auch Hyperventilieren kann dazu führen, dass deine Hand zittert, durch das Zielfernrohr wirst du dann einen Scheißdreck sehen und schon gar nicht auf irgendwas anlegen können.

Mein Fadenkreuz jedenfalls sprang vom Brustkorb des Röchlers runter zu seinen Füßen und rauf in den Himmel und dann auf irgendwas im Gras. Ich keuchte und war wütend und flüsterte: »Wag es ja nicht, den Zaun mit deinem beschissenen Atem zu kontaminieren!« In der Hand hatte er so was wie einen Drahtschneider oder eine Waffe, auf keinen Fall aber Handschuhe – er verteilte das Virus buchstäblich überall. »Bitte, um Gottes willen«, flüsterte ich, »dreh einfach um und hau ab, zwing mich nicht, dass ich meinen ersten Menschen erschieße.«

Noch ein **Survival-Tipp:** Wenn du dich verstecken musst, kann dein Walkie-Talkie dein schlimmster Feind sein.

Mein Walkie-Talkie gab ein Krächzen von sich, und der Röchler fuhr herum. Ich machte keinen Mucks, aber mein Brustkorb fühlte sich an, als hätte ich einen Schlag abbekommen. »Reiß dich zusammen, Haley Cooper Crowe«, sagte ich halblaut, »nutz dein verdammtes Fadenkreuz!« Ich blieb in Deckung, spürte aber, wie der Typ das Niemandsland nach mir absuchte.

Mir verschwamm alles vor den Augen, aus irgendeinem Grund musste ich aber an Danny und mich denken, wie wir uns aneinanderkuscheln und uns vor der untergehenden Welt verstecken und wie übel es ist, dass ich das genieße. Ich meine, wie total romantisch und bescheuert ist das denn?

Survival-Tipp: Steht man einem infizierten Individuum gegenüber, wäre es nicht schlecht, wenn man nicht vom Knutschen fantasiert, sondern sich überlegt, ob man schießen will, um ihn außer Gefecht zu setzen, oder ob man schießen will, um ihn umzubringen. Außerdem sollte man die Konsequenzen abschätzen, wenn man schießt und nicht trifft.

Meine Brust pochte im Panikmodus. Wenn ich schoss und den Röchler nicht traf, konnte er davonlaufen und mit seinem ausgehungerten Mob zurückkehren. Aber wenn ich mich aufrichtete und weglief, um Hilfe zu holen, würde er wissen, dass hier unser Safe House war, und er könnte mir in den Rücken schießen. Wenn ich mich aber nicht rührte und nichts tat, würde er sich einfach durch den Zaun schneiden und mich finden, ein vor Angst schlotterndes Häufchen Elend. Was würde ich tun, wenn er seine Waffe auf mich richtete? Zu ihm sagen: »Hey, Röchler, wie geht's, wie steht's so in der Pandemie? Lass uns Freunde sein.«

Schießen oder nicht schießen? Wenn es darum geht, eine Entscheidung zu treffen, bin ich eine komplette Nullnummer, beim Treffen von Zielen bin ich auch nur ein bisschen besser.

Entscheide dich, Haley, zum ersten Mal in deinem blöden Leben.

In meinem Kopf war Dads Stimme. »Kontaminierung und Hunger bringen gute Menschen dazu, böse Dinge zu tun. Du musst stärker werden, Haley. Wenn ich zuerst sterbe, musst du die anderen beschützen.«

Ich konnte mich nicht entscheiden, also ließ ich die Stimmen in meinem Kopf die Entscheidung treffen.

Dannys Stimme sagte: »Die würden es sich nicht zweimal überlegen, uns zu erschießen, die sind nichts anderes als wilde Tiere.«

Okay, ich musste den kontaminierten Arsch erschießen, um meine Familie zu schützen. Der Typ war doch sowieso schon so gut wie tot. Gott vergib mir, dabei glaub ich noch nicht mal an irgendeinen Gott, der diese Seuche über die Menschheit gebracht haben könnte.

Ich versuchte zu tun, was Danny mir beigebracht hatte. »Luft anhalten und Ziel anvisieren, Haley. Du hast nur einen Schuss, und wenn du nicht triffst, hast du keine Zeit, um nachzuladen, bevor sie zurückschießen.« Ich dachte an Dannys Arme, die er um mich gelegt hatte, damit ich die Waffe ruhig halte, an seinen Mund an meinem Ohr. »Ganz ruhig bleiben, konzentrier dich auf deinen Herzschlag, achte auf ihn, er gibt dir den Countdown vor zum Abfeuern. Zähl jetzt deine Atemzüge.«

Langsam legte ich den Finger um den Stecher. Dann zählte ich die Atemzüge, runter von zehn, neun, acht, wie Danny es mir beigebracht hatte. Sieben, sechs. Das Fadenkreuz lag nun auf der Brust des Röchlers. Fünf, vier. Ich schloss die Augen. »Sie oder wir«, hörte ich Danny flüstern. Drei, zwei. Ich dachte an Dannys Mund auf meinen Lippen, unsere einander umkreisenden Zungen. Warte, halt, erschieß den Typen nicht!, dachte ich. Aber in der Luft war ein Rauschen, von der Armbrust kam ein Rückschlag, ich musste den Abzug betätigt

haben. Ich kniff die Augen zu und wartete in der Stille auf den dumpfen Aufprall meines Pfeils, der eine menschliche Brust durchbohrte.

Moment. Zurückgespult.

Das geschah nach etwa drei oder vier Monaten im Lockdown, und du hast null Ahnung, worum es hier geht oder wie wir überhaupt dorthin gekommen sind. Stimmt's?

Fang noch mal von vorn an, Haley.

Vielleicht mit dem Tag, an dem alles begann.

Dem Tag, an dem Dad Plan A in Angriff nahm. Dem Tag, den er Tag eins nannte.

PLAN A

Wie man die eigenen Kinder entführt

Willst du am Tag eins einer vermuteten Pandemie deiner Exfrau die eigenen Kinder entführen, benötigst du Folgendes:

1. Ein robustes Geländefahrzeug, voll aufgetankt, mit Extra-Kraftstoffkanistern.
2. Eine gut geplante und vorher getestete Route, auf der man sich schnellstmöglich aus dem Staub machen kann.
3. Eine ausgefeilte Lügengeschichte, um vom eigentlichen Vorhaben abzulenken.
4. Superpraktisch ist auch, die Entführung in die Nacht zu legen, in der die Kinder sowieso bei dir sind.

Das alles hatte sich mein Dad ausgedacht, der auch der Autor eines eigenen, recht bombastisch mit *ÜBERLEBEN* betitelten Survival-Guides zur Pandemie ist.

Alles begann um 05.03 Uhr, am Morgen des 12. Oktober. Ich hab's mit Zahlen nicht so, aber Dad ist von ihnen besessen. Zum Beispiel: Du kannst drei Tage ohne Wasser und drei Wochen ohne Essen überleben. Oder: Auf Zweihundertdreiundzwanzig Billionen Dollar beläuft sich der Schuldenberg des Landes; den Streit um die Zahl der Menschen, die während der letzten Pandemie starben, spar ich mir jetzt. Oder: Die Ausbreitung des Virus verläuft exponentiell, was in einer globalisierten Wirtschaft »sich gegenseitig verstärkende Rückkoppelungsschleifen« erzeugt, was nichts anderes ist als ein »die gesamte Art bedrohendes Ereignis«.

Dad war mal Journalist und hat mir das alles beigebracht. »Einer Statistik ist nicht zu trauen«, sagte er, »genauso wenig den Leuten, die sie benutzen.« Das war das Problem. Keiner

glaubte ihm oder hörte auf seine Warnungen – vor allem Mutter nicht –, und deshalb war er zu dem gezwungen, was er an diesem ersten Morgen um 05.03 Uhr in die Tat umsetzte.

Man könnte sagen, er köderte uns oder übte extremen psychischen Druck aus, aber er hielt uns keine Knarre unter die Nase – das kam später, bei Plan C. Aber es war definitiv gelogen, als er uns eine Überraschung versprach. Wir standen also auf, zogen uns an, gingen zur Tür hinaus und stiegen in seinen schäbigen alten SUV.

»Hey, Haley-Boo«, flüsterte er, als er mich wachrüttelte. Es war so seine Masche, uns zu ganz verrückten Zeiten aufzuwecken und dann ganz gefühlsduselig zu sein. »Beeil dich, ich hab eine wirklich coole Überraschung für euch«, sagte er. Das war, ihr wisst schon, nichts anderes als kitschiger Weihnachtsmann-Mist, wie man ihn kleinen Kindern wie Ben erzählt – der übrigens mein kleiner Bruder ist.

Also rappelten Ben und ich uns von Dads »Camping-Luftmatratze« hoch – die Mutter natürlich als unhygienisch verdammt hatte. Ben sprang schon wie ein affiger Hüpfball durch Dads beschissene Einzimmer-Mietwohnung, und ich versuchte schlaftrunken, mir die Bettdecke über den Intimbereich zu ziehen. Ich griff zu meinem Handy, weil es ja noch nicht mal hell war, aber Dad rief schon, »keine Nachrichten an deine Mutter! Auch kein Snapchat, zieh dich an. Schnell!«

Sechs Uhr wäre für Dad normal gewesen, fünf aber war ungewöhnlich. Ben war schon halb angezogen und rief: »Haley ist am Handy, Haley ist an ihrem Handy!« Dem heißgeliebten Fettsack gefiel es, mir eins auszuwischen, besonders dann, wenn es um meinen »asozialen Handykonsum« ging – das war das Einzige, worauf sich meine entschieden geschiedenen Eltern verständigen konnten, allerdings, typisch, nie von Angesicht zu Angesicht, sondern immer nur, wenn sie miteinander telefonierten.

Ich will erst gar nicht damit anfangen. Im Ernst, achtzig

Prozent oder sechzig Prozent aller Kids an meiner Schule hatten geschiedene Eltern. Mit zehn hatte ich es aufgegeben, da noch was kitten zu wollen. Als ich elf war, hatte ich mir ALLE Gefühle verboten. Ich hatte es satt, ständig zu sagen, »wie satt ich es habe«. Ziemlich sicher hatte ihre Scheidung mich zu der unentschlossenen, entscheidungsunfähigen, charakterlosen, sarkastischen, passiv-aggressiven, asthmatischen, wehleidigen, übernachdenklichen, hamletmäßigen Loserin gemacht, die jeder im Lockdown hier kennt und mag.

Dad zerrte was aus dem Schrank, das aussah wie eine Kreuzung aus einem kleinen Motor und einem Computer, und rief: »Kinder, wir brechen auf! *Jetzt sofort*!«

Ben sah mich an, als wollte er sagen: Komm schon, Haley, wir müssen, um Dad eine Freude zu machen, so tun, als würden wir es super finden! Wir, ich und der Benster, hatten nämlich die geheime Übereinkunft, dass wir alles ganz toll fanden, was wir in den dreiundzwanzig Stunden unternahmen, die wir Dad in der Woche sahen, damit er sich nicht zurückgewiesen fühlte.

Lieber ein Jahr zu früh dran als einen Tag zu spät

Wenn du deine Kinder entführst, brauchst du ein »Notfallkit« mit essenziellen Survival-Sachen. Es sollte Folgendes enthalten:

Wandersocken im Mehrfachpack, Schokoriegel, Pfefferspray, Antibiotika, ein Seil, einen Erste-Hilfe-Kasten, Wasserentkeimungstabletten, einen Kompass, einen Feuerstein oder andere Sachen zum Feuermachen und ein Jagdmesser, das man zur Jagd und vielleicht auch nicht zur Jagd verwenden kann.

Dad hatte drei von diesen »Notfallkits« – jeweils eines für Ben, eines für mich und eines für sich selbst –, aber das wussten wir noch nicht. Ebenfalls wussten wir nicht, dass sein alter SUV samt Dachgepäckträger mit fünf Plastikkisten

beladen war, die achtzig Packungen Erbsen enthielten, eine Sundström-Schutzmaske, zwölf HEPA-Filter, drei N95-Atemschutzmasken, drei Rettungsdecken aus Mylarfolie, drei gefälschte Ausweise, eine Flasche Chloroform, drei Vier-Liter-Dieselkanister und eine illegale Waffe.

Nur um euch klarzumachen, wie vollkommen ahnungslos ich zu dieser schicksalhaften Stunde um fünf Uhr war: Als Dad uns aus der Tür scheuchte, war für mich das Wichtigste auf der Welt die Frage, welche Schuhe ich anziehen sollte.

Dad, müsst ihr wissen, hatte mir so Tomboy-mäßige Bergschuhe besorgt, und von Mutter hatte ich Girlie-mäßige Hi-Tops. Das Problem war: Welches Paar sollte ich mitnehmen, ohne dass einer meiner Elternteile das Gefühl hatte, ich würde den anderen vorziehen? Dad sollte uns später an dem Tag, wie immer, bei Mutter abliefern, wenn ich dort also mit den Schuhen aufkreuzte, die er gekauft hatte, wäre sie gekränkt. Seitdem ich ein Scheidungskind war, von Anfang an, standen Mutter und Dad im unausgesprochenen Wettbewerb, im Kampf um meine Zuneigung den jeweils anderen mit allem möglichen Konsumzeugs auszustechen.

»Was dauert denn so lange, Halester?«, brüllte Dad.

An dem Tag also, an dem Dad uns entführte, verhedderte ich mich in der epochalen Entscheidung zwischen Bergschuhen oder Frauenfashion. Mutter oder Dad? A oder B? Wen will ich heute zurückweisen? Kann ich nicht einfach beide Seiten glücklich machen? Das ist mein Grundproblem – ich kann keine Entscheidung treffen, niemals. Ich hasse es. Verdammt noch mal. Es ist so unfair.

Aber Dad hatte sich alles schon im Voraus überlegt und würde weder mir noch Ben irgendwelche Entscheidungen überlassen. Nada.

Dad packte Ben an der Hand, zog ihn zur Tür und rief: »Haley, wenn du jetzt nicht kommst, lass ich dich hier, dann kannst du verhungern.«

Verhungern? Wow! Ich griff mir die ersten Sneakers, die ich zu fassen bekam, und lief Dad und Ben hinterher, rein in seine verdreckte, zehn Jahre alte, familientaugliche Off-Road-Karre. Draußen war es noch dunkel. Ich schlüpfte in meine Schuhe und stöhnte über die Willkür, die meine nichtprimäre sorgeberechtigte Bezugsperson an den Tag legte.

Erzähl deinen Entführungsopfern nichts von den Anzeichen oder deinem Plan

Unerlässlich ist die Datenerhebung zum menschlichen Verhalten während einer Pandemie, damit man seine Flucht perfekt planen kann. Schließlich will man nicht die ersten Warnsignale falsch verstehen. Oder zu spät aufbrechen, wenn die Polizei die Stadt mit Straßensperren bereits komplett abgeriegelt hat. Verschwende keine Zeit, indem du deinen Kindern erklärst, was du machst. Halt dich an Plan A.

Es war gegen fünf Uhr zwanzig, im Licht der Straßenlaternen warf Dads 4x4 unheimliche Schatten auf die leeren Straßen, die immer schmaler wurden. Bäume ploppten wie Werbeclips auf zwischen den vorstädtischen Einfamilienhäusern. Alle Ampeln standen auf Grün, als wollten sie uns auf unserer geheimen Mission freie Bahn verschaffen. Wir kamen an einem Spielplatz vorbei, wo niemand auf den Kinderschaukeln und den Plastikflusspferden saß, überall nur unheimliche Stille. Ein Fuchs lief vor uns über die Straße und suchte Schutz in einer Hecke. Es war diese surreale Stunde, bevor die Leute aufstanden, wenn Tiere, die sich sonst immer versteckten, auf den Straßen herumstreiften und alles so aussah wie auf einem verlassenen Filmset.

Dad war an dem Morgen übernächtigt und aufgekratzter als sonst. Wir wussten es noch nicht, aber er hatte die ganze Nacht vor seinem Computer gesessen und die Ausbreitung von CHF-4 oder was auch immer verfolgt, jedenfalls das, was laut ihm später als Virus X bekannt wurde.